

Berausgeber: Heinrich von Gleichen. Berantwortlich für die Schriftleitung: Friedrich Vorwert. Berlag: Ring-Verlag G.m.b.H., Berlin W 30, Mokstr. 22. — Oruc: Nauc'sche Buchdruckerei A.G., Berlin G 14, Stallschreiberstr. 5. — Das "Gewissen" erscheint wöchentlich am Sonntag. — Bezugsbedingungen: Im Inland: Durch die Post monatlich RM. 1.—, durch den Verlag (nur Jahresabonnement) RM. 12.—. Im Ausland: Durch den Verlag unter Streisband viertelsährlich RM. 3.75, Jahresabonnement RM. 15.—. Bestellungen nimmt sebe Postanstalt entgegen.

Langenösser Thesen?

ie "Deutsche Wirtschafts=Zeitung", das Organ des Deutschen Industrie- und Handelstags, hat eine Sondernummer herausgegeben, die den Problemen der deutschen Landwirtschaft gewidmet ist. Hervorragende Mit= arbeiter aus allen Lagern, der Industrie, der Politik und der Landwirtschaft, haben darin zu den bewegenden Zeitfragen der Landwirtschaft Stellung genommen. Oberpräsident a. D. von Batocki schreibt über die Rentabilität der Landwirtschaft, der Vizepräsident des Reichsbankdirektoriums Drense über die landwirtschaftliche Kreditfrage, Direktor Karl Lange vom Verein Deutscher Maschinenbau-Anstalten wägt die Werte der industriellen und landwirtschaftlichen Produktion gegeneinander ab, Staatssekretär a. D. Dr. August Müller behandelt die Frage der Siedlung als sozials und agrartechnisches Problem usw. usw. Es ist zweifellos ein Verdienst des Herausgebers, Reichsministers a. D. Hamm, die Probleme der Landwirt= schaft den Kreisen des Industrie- und Handelstags nahe gebracht zu haben; denn, worauf wir hinauswollen: die Uberwindung der Agrarkrise ist nicht allein eine Sache dieses Be= rufsstandes, sondern die der gesamten deutschen Wirtschaft, und noch mehr: die vornehmste Aufgabe der Staatspolitik. Aber wenn Kritik an so verdienstvoller Arbeit erlaubt ist, es kann nicht geleugnet werden, daß aus den verschiedenen Aufsätzen, die sich zum Teil überschneiden und selbst widersprechen, die politische Linie noch nicht sich ergibt. Heft 5 "Der Ring" bemüht sich um die politische Linie, die zu fin= den heute die Pflicht aller politisch Verantwortlichen ist. Oder erwartet man etwa, daß sie in den Kundgebungen verzweifelter Bauernschaft erkennbar wird?

"Langenöls" war ein Signal, mehr nicht. Schließlich ist der Bauer noch zum Widerstand sähig, und die Bürotratie gibt auch nach oder zieht sich mehr oder minder geschickt
aus der Affäre. Aber was ist damit erreicht? Eine zeitliche
Erleichterung des steuerpolitischen Drucks. Mehr nicht. Es
ist nicht Sache der Bauern eines Landkreises, selbst nicht die
von Bauerndemonstrationen einer Provinz, ein wirtschaftspolitisches oder gar ein politisches Programm aufzustellen und
zu erkämpfen. Das ist Sache der Führung. Man übt an der
Führung der Landwirtschaft heute heftig Kritik. Es wäre unbillig, diese Kritik auf die führenden Persönlichkeiten zu verbichten, ebenso wie es töricht wäre, wenn die in Rede stehenden Persönlichseiten die Kritik persönlich nähmen. Der Grund,

warum die Führung versagt, ist in den weitzurückliegenden Ansängen der landwirtschaftlichen Berufsorganisationen zu suchen. Unter dem Druck der Ereignisse von 1918/19 sind diese Organisationen sowohl dürotratisch als auch demotratisch — unter verhängnisvoller Anlehnung an die parteipolitischen Bildungen im deutschen Bolke — eingerichtet worden. Wolke man nun Thesen ausstellen, in denen das politische Programm der Landwirtschaft zusammengesast wäre, und die — wie einst die Wittenberger Thesen — nach der symbolischen Bedeutung der Borgänge von Langenöls wohl verdienten "Langenölser Thesen" genannt zu werden, so müßte man als Boraussehung sür die Bersechtung dieser Thesen fordern, daß die Organisation der Landwirtschaft von allen bürotratischen und demotratischen Bedingungen ihres Ausbaus freigemacht wird, daß also dem Prinzip der Führung in der Organisation and ers ents

sprochen wird, als das heute der Fall ist.

Auch wir können hier nicht Thesen erschöpfend formulieren. Wir können hier nur Anregungen geben für Formulierungen, die von berufener Seite auszuarbeiten sind. Wenn die Landwirtschaft ebenso wie andere Berufsstände gegen den Steuerdruck protestiert, so muß von der landwirtschaftlichen Führung in Verbindung mit den Spizenorganisationen anderer Stände endlich der Generalangriff gegen das System des Wohlfahrtsstaates geführt werden, das ja am Steuerdruck schuld ist. Und es muß zum zweiten der Versuch gemacht werden, unabhängig vom System und zum Ausgleich seiner prinzipiellen Negierung die Freiheit der Wirt-schaft in sich zu erkämpfen. Mit anderen Worten: Wenn heute kein Wirtschaftsstand so verarmt und überschuldet ist, wie die Landwirtschaft, so muß sie im positiven versuchen, neue Grundlagen für ihre Kreditwürdigkeit zu schaffen. Da nicht anzunehmen ist, daß das bekämpfte System, das mit Steuererleichterungen auszuweichen weiß, von sich aus die Rapitalisierung der Landwirtschaft in Angriff nehmen wird, muß durch das Prinzip der Leistungssteigerung auf korporativer Grundlage die Kreditwürdigkeit geschaffen werden, die den Kapitalkräften des inländischen bzw. auch des ausländischen Kapitalmarktes erlaubt, sich für die Landwirtschaft zu engagieren. Nur durch Leistungssteigerung kann die Landwirtschaft sich in die Weltwirtschaft einreihen, indem sie hier eine doppelte Funktion erfüllt, die der Senkung der Einfuhr und die der Verstärkung des Produktionsvolumens der Gesamtwirt-

schaft, wodurch dieser allein eine freie Anteilnahme am Welthandel möglich wird. Begreift die Landwirtschaft diese ihre weltwirtschaftlichen Funktionsmöglichkeiten, dann wird sie damit das Meiste beitragen, um aus eigener Kraft über dem Kreditwege zu neuen Kapitalgrundlagen zu kommen. Hierbei ist nicht zu verkennen, daß die Reorganisationsaufgaben der Landwirtschaft anders angefaßt werden müssen, als die der Industrie. Das unter allen Umständen zu bejahende Prinzip der Rationalisierung und Konzentration der Betriebe kann nicht schematisch genau so angewendet werden, wie das in der Industrie vorgemacht ist. Für die land= und forstwirtschaftliche Produktion ist die Marktnähe eine Frage von viel größerer Bedeutung als für die Industrie. Nationalisierungsmaßnahmen, die durch Ersparnis von Arbeitskräften zur Verödung des Landes führen könnten, sind darum nicht am Plaze. Die bevölkerungspolitische Seite der Agrarkrise ist von größter Bedeutung. Darum muß Rationalisierung der landwirtschaftlichen Arbeit Hand in Hand gehen mit wirtschaftspolitischen Maßnahmen, die durch Verdichtung des Lebens (vielleicht auf dem Wege von Industriesiedlungen) die nahen Märkte der Landwirtschaft entwickeln, den Bevölkerungszuwachs besonders im landwirtschaftlichen Osten fördern. Das sind Hinweise, die wir besonders Batocki verdanken und die bisher in der politie schen Diskussion über die Algrarkrise zu kurz gekommen sind. Im selben Zusammenhang stehen die politischen Forderungen, die auf Beschränkung des Erbrechtes hinzielen, bamit Zersplitterung vermieden wird, die letzten Endes doch nur zur Abwanderung führt. Heute ist Liegenschaft bereits zur sahrenden Habe geworden und damit das Schicksal der Betriebe ebenfalls bestimmt.

Aus diesen Andeutungen erhellt, daß es sich tatsächlich um einen politischen Kampf handelt, den die Führung der Landwirtschaft aufnehmen muß, und zwar als politische Stoßtruppel Denn es ist klar, daß er von ihr allein nicht bestritten werden kann. Die außerordentlich politische Bedeutung der Agrarkrise oder der Agrarfrage überhaupt, d. h. ihr Zusammenhang mit den Problemen der Freiheit und der Stärke der Wirtschaft in der Welt, mit den Problemen der Bevölkerungspolitik, besonders mit denen einer organischen Verteilung der Bevölkerung und damit auch einer nationalpolitischen Siche= rung des Landes und seiner Grenzen, dieser Zusammenhang wird sonst überall in der Welt erkannt, auch von Sowjet= Rußland und in voller Bewußtheit von dem faschistis chen Italien. Nur in Deutschland begreift man nicht, daß die "Battaglia del grano" die in Italien Mussolini, der Faschismus, der Staat führen, das Zentrum aller Politik ist, daß auch bei uns der Staat verpflichtet wäre, im Interesse der Nation eine "Battaglia del grano und eine "Battaglia per gli uomini" zu führen, und daß, weil der Stuat dieses Systems versagt, der Kampf die Pflicht aller politisch Verantwortlichen ist.

Die positische Woche

Der Reichstag nimmt in einer Gesamtabstimmung den Etat sür 1928 einschließlich des Ergänzungsetats, der das Notprogramm der Reichsregierung umfaßt, mit 200 gegen 170 Stimmen bei 4 Stimmenthaltungen an. — Der Reichspräsident löst den Reichstag auf und seht die Neuwahlen auf den 20. Mai sest. — Im Hindlick auf die kommenden Wahlen hebt der Berliner Polizeipräsident das Verbot der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei mit sofortiger Wirkung auf. — Der Reichsrat beschließt in der Panzerkreuzerfrage ein Kompromiß, das mit Ausnahme der reinen Konstruktionsarbeiten dem Bau des Kreuzers nicht vor dem 1. September zuläßt.

Briand saboliert in seiner Antwort den Friedenspakt des Staatssekretürs Kellogg, indem er die Ausdehnung des Kelloggschen Verfragsvorschlags auf alle Staaten verlangt, zwischen denen überhaupt Konfliksmöglichkeiten bestehen, indem er ihn sofort außer Kraft fresen lassen will, wenn ein Unterzeichneter seine Verpflichtungen verleßt, indem er ferner das Necht legitimer Verkeidigung unberührt und bestehende Verfräge, 3. B. die Militärverfräge mit Polen und der Tschechoslowakei, unverändert in Kraft wissen will. — Poincare forderk in seiner zweiten großen Wahlrede in Carcassonne einen vierjährigen Waffenstillstand der Parleien zur endgültigen Sanierung der französischen Finanzwirtschaft und spricht von Kombinationen, die durch die Plazierung der Eisenbahn- und Industrie-Obligationen sowohl Frankreich und die Alliierken, als auch Deukschland in den Stand setzen sollen, unter Vorbehalt der französischen Sicherheit und des französischen Anspruchs auf Reparationen, eine schnellere Schuldenfilgung vorzunehmen.

Mussolini hat dem Ministerrat ein Dekret zur Auflösung katholicher Ingendorganisationen vorgelegt. — Der Vatikan, durch die scharfe Kampfansage Mussolinis überrascht, läßt im "Osservatore" eine fruchtbare Harmonie zwischen Kirche und Staat in der Frage der Ingenderziehung möglich erscheinen, da christliches und italienisches Gewissen eins seien.

Im Ropenhagener Folkething gibt der Bertreter der deutschen Minderheif Nordschleswigs, Pastor Schmidt-Wodder, in seiner Rede gegen den Ministerpräsidenten Madsen Mygdal der starken Bewegung in der gesamten nordschleswigschen Bevölkerung Ausdruck,

deren Notzustand zum ersten Male in der Kopenhagener Presse offen zugegeben und ungehemmt diskniiert wird. — Der Untersuchungsrichter bei der Anklagekammer in Kolmar beantragt gegen 22 Ausonomissen die Erhebung der Anklage, die vom 30. April an, einen Tag nach den Deputierten-Nachwahlen, verhandelt werden wird.

Die polnisch-litauische Konserenz beendet vorläufig ihre Tagung und läßt die Arbeiten durch drei Kommissionen sorisühren: 1. für Wirtschaft und Verkehrsfragen; 2. für Sicherheitsfragen; 3. für den lokalen Verkehr. — Der deutsche Gesandse in Warschau, Ulrich Rauscher, wird bei der polnischen Regierung vorstellig, indem er erklärt, daß die deutsche Regierung vorläufig die deutsch-polnischen Handelsvertragsverhandlungen nicht sortsehen könne, weil die Absänderung der polnischen Grenzzonen-Verordnung in keiner Weise den polnischen Jusagen in Genf entsprechen.

Alassenenpfinden gegen die bürgerlichen Borjalise in seiner Antworknote mit Schärfe ab, verlangt völlige Unabhängigkeis, das Recht, den Suezkanal mit seiner eignen Armee ohne Kilse zu verteidigen, münscht nicht mehr als Mitglied des Empire, sondern als gleichgestellter Alliierter Großbritanniens befrachtet zu werden und sordert dieselbe Behandlung und Anerkennung, wie sie Großbritannien andern Ländern einräumt. — Die Leisung der kommunistischen Partei in Rußland setzt die Küttenleiter des Don-Kohlentrusts ab und löst die dortigen Partei- und Gewerkschaftsbüros auf, weil sie das Klassenempfinden gegen die bürgerlichen Spezialisten verloren hätten.

In einer Reichstagsrede verteidigt Stresemann seine Abrüstungspolitik und spricht dem Grasen Bernstorff für die Genser Verhandlungen den Dank aus. — Die Reichsregierung läßt durch den Reichsverkehrsminister Koch im Reichstag erklären, bei der gegenwärtigen Finanzlage einer von der Reichsbahn beabsichtigten Tariserhöhung nicht zustimmen zu können. — Nach Stetsiner Meldungen wird der Prager Regierung die inzwischen stillgelegte Vulkanwerst zum Kauf angeboten. — "Iwecks Festigung der republikanischen Staatsform" sind sechs preußische Regierungsvizepräsidentenstellen neu beseht worden.

Algrarrecht — Erbrecht — Deutschrecht

Von Abalbert Erler

Jahrzehnt in höherem Maße denn je unser Bolt: die Frage nach der sittlichen Berechtigung und der wirtschaftlichen Bedeutung des privaten Eigentums und Erbrechts. In beiderlei Hinscht sind fast durchweg die Rechtsinstinkte unssicher geworden; und diese Unsicherheit macht sich nirgends deutlicher sühlbar als auf dem Gebiet der Agrargesetz geses hung. Da werden in buntem Durcheinander selbst größere Güter gebunden, selbst kleinere Fideikommisse aufgelöst und — etwa in der Form eines Waldguts oder Weinzguts — aufs neue gebunden, Testiersreiheiten gegeben und Anserbengüter geschafsen oder besürwortet. Nirgends sindet sich eine klare und eindeutige Linie.

Daß die Berwirrung der Rechtsinstinkte gerade auf dem Gebiet des Agrarwesens sich besonders deutlich bemerkdar macht, ist nicht verwunderlich, wenn man erwägt, daß der Grundsbesit die reinste, ja nach deutscher Rechtsvorstellung im Grunde die einzige Form des Eigentums ist. Er allein macht — im Gegensat zum Geldbesit — das Wesen des Menschen ruhig, sicher, beständig und sest. Darum versteht der Sach sen spie gel unter Eigentum (egene) mit gutem Recht stets nur das Grunde Haeft heißt.

Wie verhält sich nun das deutsche Recht zum Gedanken des Erbrechts?

Das wesentlichste Merkmal ist das Fehlen der heute allge= mein üblichen, in Deutschland erst mit dem Eindringen des römischen Rechts aufgekommenen gewillkürten Erbfolge. Nach deutschem Recht wird der Erbe "nicht gekoren sondern geboren". Das deutsche Recht kennt demgemäß keine Testamente, sondern nur das, was man heute als gesetzliche Erbfolge bezeichnet. Erst kurz vor dem Eindringen des römis schen Rechts kommt die Rechtsform der "Affatomie" auf (katomus = Busen), durch die ein gekorener Erbe "an den Busen genommen" und damit in den Stand eines geborenen Erben und Familiengliedes versetzt wird. Das Erbrecht ist nach deut= scher Rechtsauffassung ein Teil des Familienrechts; der gesamte Besitz ist — sowie es noch heute beim Fideikommiß der Fall ist — weniger Eigentum des einzelnen Menschen als seiner Familie. Deutlich gelangt das darin zum Ausdruck, daß der Eigentümer trotz seiner unbedingten Vorzugsstellung innerhalb der Familie als Muntwalt ohne die Zustimmung der Erben ("erben gelob") das Gut nicht veräußern darf: "ane erben gelob und ane echt ding (Thing) en muz nieman (darf niemand) sin eigen noch sine late gebn (sein Grundeigentum oder sein Gesinde vergeben). Dagegen: "alle varade habe gibt der man ane erben gelob". Schon aus dem mittelalterlichen Sprachgebrauch geht diese Unterscheidung von Eigen und Fahrhabe im Hinblick auf das Erbrecht hervor: der Sachsenspiegel wie das Gudrunlied sprechen von "Erbe" fast nur im Sinne des (vererbten) Grundeigentums. Noch im neunzehnten Jahrhundert veräußerte man Grundstücke "erbund eigentümlich"; in bieser Wendung wird also das Wort Erbe mit egene geradezu synonym gebraucht.

Bergibt nun der "Eigentümer" Gut oder Leute "ane erben gelob", so kann der Sohn das Beräußerte nach dem Tode des Baters unentgeltlich vom Erwerber zurückfordern. So erscheint nicht der Einzelne, sondern im hohen Maße die Sippe als Eigenstümer. Weil das Eigentum nicht — wie heute — individuas listisch ist, bietet das Erbrecht in ethischer Hinsicht keine Prosteme. Ja man kann nahezu sagen, daß im älteren deutschen Recht ein Erbrecht im heutigen Sinne überhaupt kaum besteht,

da das äußere Gut ein Zubehör des fortblühenden Familienstandes darstellt.

Dem Erbrecht des Sachsenspiegels als einer Spiegelung des überindividualistischen Sipperechts entspricht im frühesten germanischen Recht der Brauch, das höchstpersönliche, dem Manne ans Herz gewachsene Gut (Harnisch, Roß) dem Manne ins Grab zu legen. Hier wie im Sachsenspiegel derselbe Grundzug: das Gut bleibt nach dem Tode des Mannes stets da, wo es ehedem war: das Sippengut verbleibt der Sippe; das perssönliche Gut bleibt dem Toten und folgt ihm ins Grab.

Was bedeuten diese deutschrechtlichen Gedankengänge für die Gegenwart? Sie erklären, in wie hohem Maße das moderne Erbrecht seine innere Notwendigkeit eingebüßt hat; jedenfalls überall da, wo es sich um fahrende Habe handelt (die meisten Menschen haben heute nur die fahrende Habe); denn da heute zumindest alle Fahrhabe individualistisch und die Sippe zerstört ist, ist das geistige und ethische Fundament des Erbrechts zerstört. Deshald empfinden gerade diejenigen Menschen, bei denen das Sippegefühl am meisten geschwächt ist, stets auch den Erbgang am meisten als Unrecht. Daß der konservat ver auf bequeme Weise fremdes Gut zu erwerben trachtet; sondern das Erbrecht ist ihm ein natürliches und für ihn auch gerechtsertigtes Zubehör des bei ihm noch in alter Starke bestehenden Familienverbandes.

Daraus ergibt sich, daß für den konservativen, gebundenen Menschen, bei dem die Bande der Sippe noch lebenswirklich bestehen, das Erbrecht eine seste geistige Grundlage hat. Das aber gilt in besonderem Maße für den Landmann; für den Landedelmann ebenso wie für den Bauern. Zur gebundenen

Familie gehört das gebundene Familiengut.

Neben dem Nachkommen als Erbberechtigten kennt das deutsche Necht noch eine zweite ähnliche Form der Rechtsnachfolge, nämlich die des Nach darn. Berkauft nämlich ein Markgenosse seine Eigen an einen Ausmärker, so hat sein Nachbar das Recht der sogenannten Nach arlosung, d. h. er darf — bald gegen, bald ohne Entgelt — das Beräußerte dem Erwerber ablösen und zu seinem Gute schlagen. Auch dieses Recht beruht in Wahrheit auf ähnlichen Fundamenten, wie das Familienerbrecht: mit dem Nachbarn hat der Beräußerer Freud und Leid geteilt, Wirtschaftsgeräte getauscht, dieselben Ernten und Mißernten erlebt; dieselbe Kirche besucht und dieselben Feste geseiert. An seiner Grenze braucht er keinen Fremden zu dulden.

Ein derartiges Recht der Nachbarlosung besteht heute nicht mehr, obwohl es im höchsten Maße — etwa als gesetliches Borstaufsrecht der Nachbarn oder als gesetliches Boranfallsrecht vor einem gekorenen Erben — zur Beseltigung des Grundsbesites beitragen könnte. Die Nachbarschaft bildet noch heute auf dem Lande eine lebendige Schicksalssund Lebensbeziehung und würde daher eine tragsähige Grundlage der modernen Nachbarlosung darstellen. Ihr Borteil wäre etwa, daß das Gut nicht in die Hand eines unbewanderten und unbewährten, lediglich staatlich konzessionierten "Siedlers", sondern in die Hände eines bewährten an Ort und Stelle mit den Berhältznissen von Klima und Boden vertrauten Mannes gelangte.

Wie ein derartiges Gesetz im einzelnen auszusehen hätte, ob und wie weit man die Nachbarlosung auch dem Großgrundsbesitz oder ihm gegenüber zuzubilligen hätte, alles das sind Fragen technischer Art, die nicht das Thema dieser Abhandlung bilden. Vielmehr war es das Ziel dieses Aussates in grundsfählicher Gestätzlicher Hinkatt die Tragfähigkeit deutschrechtlicher Gestankengänge auch für die Gegenwart am Beispiel des agrarisschen Erbrechtes anzudeuten.

Das faschissische Beispiel für unsere Ostmark

Von Georg Schröder

attaglia del grano — Battaglia per gli uomini, die Getreideschlacht und die Schlacht für die Menschen, das sind zwei Kampfrufe des Faschismus, zwei Worte, die den Kern der italienischen Innenpolitik umreißen, deren Zusammenhang unverkennbar ist. Italiens Macht und Größe sollen nach dem Willen des Faschismus wachsen. Darum darf der Bevölkerungsüberschuß nicht mehr abströmen in die Staaten jenseits der italienischen Grenzen, darum darf auch nicht län= ger die Lebensmitteleinfuhr als niederdrückender Block auf der italienischen Handels= und Zahlungsbilanz lasten. Der Weg, der zur Lösung beider Fragen führt? Die Getreideschlacht! Hebung der Landwirtschaft, Ertragssteigerung des Getreide= baues durch Intensivierung, Meliorationen im großen Umfange, durch Qualitätssteigerung des Obstes, des Weins, des Gemüses, durch Förderung der Agrarprodukte verarbeitenden Industrie; diese Worte sind nicht dem faschistischen Programm entnommen, sie geben faschistische Taten wieder. Denn seit zwei Jahren wird in Italien die Getreideschlacht, die auch eine Schlacht für die Menschen ist, geschlagen. Die italienische Wirtschafts=, die Zoll= und Kreditpolitik dienen dem einen großen Ziel. Erfolge sind nicht ausgeblieben, sie werden auch weiterhin nicht ausbleiben.

Italien braucht keine Bedrohung seiner Grenzmark zu fürchten. Die italienische Landwirtschaft ist nicht dem Zusammenbruch nahe. Trozdem könt der Ruf "Battaglia del grano" durch ganz Italien. Wo aber bleibt in Deutschland der Ruf, der zum Kampf für die deutsche Ostmark auffordert? Wann werden die Parteien und die Regierung zu der Einsicht gelangen, daß der Ostmark nicht mit kleinen Wittelchen, sondern nur mit entscheidenden Taten geholfen werden kann? Wann wird man aufhören, die nationals politische Bedeutung der Bevölkerungsschicht die beim deutschen Osten nur theoretisch anzuerkennen? Und wann wird man schließlich die Erkenntnis von der unstrennbaren Berknüpstheit der Ugrarfrage mit der politischen Frage des deutschen Ostens zur Grundlage des Kampfes für

die Ostmark machen?

Bon der Bedrohung der Ostmark durch Polen zu reden, erübrigt sich heute. Wir wissen zur Genüge und erfahren es immer wieder, daß man in Polen begehrliche Blicke nach Schlessen, nach Pommern, nach der Provinz Grenzmark und vor allem nach Ostpreußen wirft. Wir wissen ebenso gut, daß es nicht bei begehrlichen Blicken bleibt, daß an verschiedenen Stelslen gewiihlt und gehetzt wird, daß die Polen versuchen, deutssen Boden zu erwerben. Das sind Tatsachen, die für uns zu einem bösen Ende führen können, wenn wir sie mit einem

Achselzucken abtun.

Die Kraft des Abwehrkampfes in der Ostmark wird ge= schwächt durch die relativ geringe Bevölkerungsdichte. Wäh= rend im Reich durchschnittlich 133 Menschen auf einem Quadratkilometer wohnen, lauten die entsprechenden Zahlen für die Grenzmark nur 43, für Ostpreußen 61, für Pommern 62, für Brandenburg 66. Dabei gehören gerade diese Provinzen mit zu denen, die den stärksten Bevölkerungsüberschuß aufweisen. Unaufhörlich ist dieser Überfluß von Osten nach Westen, aus der Landwirtschaft in die Industrie geströmt. Während Westfalen und das Rheinland seit der Gründung des Reichs die Zahl ihrer Bewohner mehr als verdoppelt haben, während Berlin sich zu einer 4 Millionen=Stadt ent= wickelt hat, erhöhte sich die Zahl der Bewohner Ostpreußens nur um rund 20 Prozent. Heute noch steht der Regierungs= bezirk Allenstein mit einem Abwanderungsverlust von 8 Prozent an der Spize aller Bezirke. Der Verlust Gumbinnens ist fast gleich stark. Hier stehen wir vor der Tatsache, die nas tionalpolitisch von größter Bedeutung ist, die auch eine der Ursachen der landwirtschaftlichen Notlage dieser Gebiete ist.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wenn man darauf hin= wiese, daß die geringe Bevölkerungsdichte des preußischen Ostens die Folge des agrarischen Charakter dieses Gebiets ist, daß der Freistaat Sachsen, das Rheinland, die Provinz Westfalen ihre Bevölkerungsdichte von 333, bzw. 294 und 238 der Industrie verdanken. In Ostpreußen und in der Grenzmark sind zwei Drittel der Bevölkerung in der Landwirtschaft tätig. Nicht viel anders lauten die Zahlen für Pommern. Im Gegensatz zu Westbeutschland besitzen diese Ostprovinzen keine aufnahmefähige Konsumentenschaft. Die Landwirtschaft Ost= preußens, der Grenzmark und Pommerns ist daher schon durch den Standort ihrer Produktion schwer belastet. Notgedrungen muß dort extensiver gearbeitet werden als in Gebieten, in denen die Erzeugnisse der Landwirtschaft nur geringfügig durch den Transport belastet sind. Die dünne Besiedlung der Ostmark ist daher eine der Ursachen der Not ihrer Land= wirtschaft. Aus dieser Not erwächst jetzt die Gefahr einer weiteren Abwanderung.

Wenn die Frage nicht so ernst wäre, könnte man das Gerede "Siedlung" Gerede sein lassen. Noch nie ist soviel vom Siedeln geredet worden als heute, wo die Voraussetzung jeder Siedlung, die Rentabilität zerstört worden ist. Aber nehmen wir selbst einen Augenblick diese Rentabilität als gegeben an. Dann bleiben Tatsachen bestehen, die zeigen, daß man vom bevölkerungspolitischen Gesichtspunkt aus im Siedeln nicht das Allheilmittel für den Osten sehen kann. Denn schon heute weicht die Bevölkerungsdichte, wenn wir ihr die I änd = Lichen Gemeinden zugrunde legen, in Ostpreußen mit 40 Menschen je Quadratkilometer nicht weit vom Reichsdurchschnitt (4?) ab. Eine Gegenüberstellung von Landfreisen mit annähernd gleichen Bobenverhältnissen zeigt, wie wenig sich in Ostpreußen die Bevölkerungsdichte in Gegenden mit überwiegendem Großgrundbesitz von solchen mit überwiegendem Bauernbesitz unterscheidet. Alber heute ist es müßig, über größere oder geringere Siedlungsmöglichkeiten zu diskutieren. Die Aufgabe, die gelöst werden muß, ist eine Berhinde= rung der weiteren Abwanderung.

Seit Jahrzehnten wird der Ostmark das Blut durch die Abwanderung abgeschröpft. Heute, wo ihre politische Lage doppelt gefährdet ist, redet man, redet immer noch! Man redet vom Siedeln seit der Revolution. Man wird auch über Jahr und Tag noch davon reden. Inzwischen wandern Tausende und Abertausende den Weg von Osten nach Westen. Viele Ostmärker werden ihn noch wandern müssen; denn während die demokratischen Zeitungen ihre Siedlungspläne anpreisen, tötet eine schwere Agrarkrise den Groß= und Mittel= betrieb des Ostens, locken hohe Löhne die Landarbeiler in die Städte nach dem Westen. Ganz Deutschland hat ein nationalpolitisches Interesse, daß der Osten nicht verblutet, daß ein Ausfalltor Deutschlands nicht zu einem morschen Bollwerk wird, dessen Verteidiger an Zahl immer mehr abnehmen. Ganz Deutschlands Interessen sind auch gegen eine weitere einseitige Menschenzusammenballung in den Industriegebieten, den Großstädten. Für was und gegen was man in dieser Beziehung ist, hat man oft genug ausgesprochen. Aber warum zieht man nie die Konsequenz, warum fordert man nicht die Abwanderungssperre für die Ostmark, warum bricht man nicht mit einer These aus der idealen Schatkammer des Liberalismus: mit der Freizügigkeit in der bedrohten Grenzmark?

Man hat solche notwendigen Forderungen nicht erhoben, weil man nicht den Mut hat, den Kampf für die Ostmark mit allen Mitteln auszusechten. Wenn man — wie es der italienische Faschismus tut — Menschen an der Abwanderung hindern will, dann muß man auch eine Wirtschaftspolitik treiben, die die sen Meuschen Arbeit und Brotver-

Battaglia del grano und Battaglia per gli chafft. uomini bedingen einander. Kampf für die Ostmark heißt sugleich Kampf für die ostmärkische Wirtschaft. Die Industrie wird im Osten nur in sehr begrenztem Umfange zu entwickeln sein. Einzelne Zweige könnten sich auf der Landwirtschaft aufbauen als Verarbeiter agrarischer Produkte oder als Lieferanten für landwirtschaftliche Bedarfsartikel. Wünschenswert wäre das sowohl aus bevölkerungspolitischen Gründen, wie aus solchen des Absatzes für landwirtschaftliche Produkte. Aber Voraussetzung derartiger Pläne ist die wiederher= gestellte Rentabilität der Landwirtschaft. Man kann nichts Neues — weder Siedlungen noch Fabriken — schaffen, während das Bestehende erdrückt wird durch die staatliche Uberorganisation. Steuer= und ZoU= politik müssen in Einklang gebracht werden mit dem Ziel, die Nitmark zu stärken. Gleichheit? Wir fragen nicht nach der Gleichheit, sondern nach den Aufgaben. Nach den Aufgaben, die die Ostmark für ganz Deutschland erfüllt, sind die Vorteile und Lasten abzumessen. Wenn die Rentabilität der ostelbi= schen Landwirtschaft gesichert ist, hat man die Landarbeiter=

frage gelöst, hat man das Mittel gefunden, die Landarbeiter auf der Scholle festzuhalten. Denn ohne Rentabilität kann die Landwirtschaft keine ausreichenden Löhne zahlen, kann sie keine Wohnungen bauen. Das sind Binsenwahrheiten. Aber Binsenwahrheiten, wie überhaupt Erfahrungswahrheiten, scheinen heute in Vergessenheit geraten zu sein.

Rentabilität ist auch die Voraussetzung jeder Siedlungspolitik, aller Meliorationen. In einem Bericht des Reichs: ernährungsministeriums werden 27,5 Prozent der landwirtschaftlich genutzten Fläche Deutschlands als meliorationsbedürftig bezeichnet. Für Pommern ist die entsprechende Zahl 38 Prozent, für Niederschlesien 37 Prozent, dagegen für die Rheinprovinz 11 Prozent, für Westfalen 12 Prozent. Arbeiten könnten auf diesem Gebiet in der Ostmark geleistet werden, deren doppelter Erfolg eine Stärkung des Binnenmark= tes und eine Zunahme der Bevölkerungsdichte wäre. Mög= lichkeiten gibt es zur Genüge. Aber wird man sie aufgreifen, wird man den Kampf für die Ostmark führen? Und wer führt den Kampf?

Wie die Alten die schönste Gestalt eines Menschen ihrem Abgott Apollo zugemessen haben, also wollen wir dieselben Maße brauchen zu Christo dem Herrn, der der Schönste aller West ist. Albrecht Dürer

Albrecht Dürer

Zum Gebenken seines vierhundertjährigen Todestages am 6. April 1928

Von Albert Dietrich

Meistermalers und Malerdenkers, Albrecht Dürer. Wäh-rend der Nutnießer und Liebling des Tages vor seinem Tode der Überlieferung stirbt, lebt der vom Werk ausruhende Geist, sobald er ins Bewußtsein der Nachwelt eingegangen, die seiner Großheit zugemessene Dauer ins Unabsehbare von Zeit und Kraft. War das Schöpferische die Seele und Gnade seines Lebens, so ist das Unausschöpfbare Adel und Antrieb seines Ruhmes. — Die Zeitgenossen werden des Lobens nicht müde über Albrecht Dürer; das Ungemach deutscher Zustände und die Zerrüttung der großen Reformatoren= und Humanistengeneration durch die Nachgeborenen leitet jene Epoche ein, in der Dürer nicht viel mehr als ein größter Name bedeutet.

Wenn es das "innere Auge" ist, das wahrhaft deutet und allererst gestaltet, so ging dem größten Augenmenschen der Deutschen außer Dürer auch erst wieder Dürer in seiner Riesengröße auf. Goethe hat den männlichen Dürer, wie er mit Vorliebe sagt, für die Deutschen sichtbar gemacht. "Wie sehr unsere geschminkten Puppenmaler verhaßt sind, mag ich nicht deklamieren. Sie haben durch theatralische Stellungen, erlogene Teints und bunte Kleider die Augen der Weiber gefangen. Männlicher Albrecht Dürer, den die Neulinge auspötteln, deine holzgeschnitzteste Gestalt ist mir willkommener!" Mit diesem Ausspruch von 1771 beginnt in ruhiger Entfaltung ein stetiger, langsamer, aber unaufhaltbarer Emporstieg von Dürers Gestalt, Werk und Leben. Bekennen freilich geht über Erkennen, und da, wo Goethe mit seiner Bewunderung endigt, greift die Romantik mit ihrem Überschwang ein. Kein stillerer Grabesdienst, kein liebenswürdigeres Aufblicken kann gedacht werden als Wackenrobers "Ehrengedächtnis unseres ehr= würdigen Ahnherrn Albrecht Dürer." Er blickt über die letzten Jahrhunderte hinweg, die in Verzankung und Nachäfferei, Trockenheit und Geziertheit versanken, und die Hoffnung des Vaterlandes ist ihm unzertrennlich vom Vorbild des Nürnbergers. "So ruhen die vergessenen Gebeine unseres alten

Mm Karfreitag begehen wir den Todesgedenktag unseres Albrecht Dürers, um dessenkwillen es mir lieb ist, daß ich ein Deutscher bin". In der Tat beschert unser kunstliebender Klosterbruder uns eine liebliche Auferstehungsfeier. Er weilt mit herzlicher Liebe vor den Tafeln und Schnitten und Stichen des Meisters: Wirkliche Menschen hört er dort reden. Aus dem großen Haufen würde er sie herauskennen: "... ein jeglicher ist so aus der Mitte der Natur herausgenommen, daß er ganz und gar seinen Zweck erfüllt. Keiner ist mit halber Seele da, wie man es öfters ben sehr zierlichen Bildern neuerer Meister sagen möchte; jeder ist im vollen Leven ergriffen, und so auf die Tafel hingestellt. Wer klagen soll, klagt; wer zürnen soll, zürnt; und wer beten soll, betet. Alle Figuren reden, und reden laut und vernehm= lich." Hiermit hat Wackenroder in köstlicher Unbefangenheit die Gehaltsschwere, die Wahrheit, den Sieg des Ernstes in Dürers Art seinen Zeitgenossen am Ausgange des 18. Jahrhunderts, dessen Malerei und Graphik in Spielwerk, Gepränge, Tändelei erstorben war, ins Gewissen gerufen. Er hat noch tiefer geblickt. Im Sein und Willen des Deutschen der Gegenwart vermißt er die starke urgesunde tiefe Grund= stimmung, die ihm aus Dürer und seiner Welt entgegenblickt. "Als Albrecht den Pinsel führte, da war der Deutsche auf dem Völkerschauplatz unseres Weltteils noch ein eigentümlicher und ausgezeichneter Charakter von festem Bestand; und seinen Bildern ist nicht nur in Gesichtsbildung und im ganzen Außeren, sondern auch im inneren Geiste, dieses ernsthafte, gerade und kräftige Wesen des deutschen Charakters treu und deutlich ein= geprägt. In unsern Zeiten ist dieser festbestimmte deutsche Charakter, und ebenso die deutsche Kunst, verloren gegangen. Der junge Deutsche lernt die Sprache aller Bölker Europas, und soll prüfend und richtend aus dem Geiste aller Nationen Nahrung ziehen ... " Diese geistkonservative Rückbesinnung hat ihren Weg und ihre Schule gemacht. Seit die Romantiker den Blick für das

Gewissen Nummer 15

Deutsche im Deutschen geweckt haben, ist dem Gesamtbewußtsein der Nation Dürer ein unverlierbares Seinsbild unseres Wesens. Zu sebendiger Sinndeutung ist da noch ein weiter und dorniger Weg, den wiederum als erster Friedrich Nietssche beschritten hat. Er rang sich im Angesichte seines liebsten Bildes: "Ritter, Tod und Teufel" zu dem Dürer als deutschem Schicksal durch. Die metaphysische Einsamkeit des Deutschen bei tiefster Berührung mit dem Fremden wurde ihm zur Gewißheit, wie sie übrigens aus Dürers Apostelbild mit furchtbarer Geschlossenheit hervorblickt. Und bei den "Aposteln" wie im "Ritter, Tod und Teufel" ein ungeheurer Zwiespalt im Hintergrunde dieser Kämpfer: Wandel, Werden, Beweaung! Endlich — obwohl es an jeder äußeren Sicherheit gebricht, jede innere neue errungen werden will: hier atmen wir das Ethos wahrer Rüstigkeit. Der Priestersproß und Soldat Nietssche drang so zu seiner eigenen Kampftiefe durch.

Es wird zu leidiger Gewohnheit, die großen Menschen der Nation durch neutralisierende Schieds- und Lobsprüche museumsreif zu machen. Das wäre nach der Berharmlosung der Gegenwart auch noch die Berharmlosung der Bergangenheit. Dürer selbst war getragen vom Lebensungestüm se in er Gegenwart; die Zucht, Strenge und stolze Peinlichkeit des Goldsschmiednachschren, des Handwerkers, des Meisters, aber auch des Denkers und des Glaubensmenschen begegneten der Undändigkeit eines kraftstrozenden und phantasiebesessenen kolonialbeutschen Naturells. Was er zu eiserner oder schimmernder Sichtbarkeit läuterte, war nicht den kürzesten, sondern den weitesten Weg gegangen. Wollen wir das Erwordene immer wieder erwerden. Dürer besitzen ist Dürer verlieren.

Heißt das aber nicht eine Bewegung behaupten, die weder besteht noch se möglich ist? Gehört Dürer nicht längst dem deutschen Hause? Sehen wir ihn nicht ebenso über der Bi= bliothek des Gelehrten wie in der guten Stube des Beamten? Hat nicht der Jungarbeiter bieses oder jenes Blatt zu Gesicht bekommen?Dürer lebt—dank auch einem beispielslosen Verviel= fältigungs= und Werbewesen — in der Tat so in uns wie kein anderer Deutscher. Und die Verehrung zu ihm in brei= testen Schichten ist ganz ehrlich, echt und von richtigem Volksgefühl getragen. Wie also? Sollen wir nicht dankbar sein, daß diese seltene Einhelligkeit gelang? Wir sind es. Aber der "volkstümliche Dürer" wird zur Phrase und zum toten Augen= besitz, wenn das Volk in seiner gestuften Lebendig= keit nicht am inneren Stufenreich der Gehalt- und Formwelt Dürers teilnimmt. Diese Sorge trifft nicht so sehr den Arbeiter, den kleinen Mann, den Bauer, sondern den Ge= bildeten in jedem Sinne.

Dürer ist gewiß Kind des Bolkes; aber die besondere Erscheinung seiner Bolkheit ist die unaufhörliche Bewegtheit von Gemüt und Geist, von Bernunft und Herz, von Gefühl und Berstand. Er ist der er ste tiesbewußte, tiesgequälte deutsche Künstler, dessen innerer Lebensgang — das ist das Widerspiel von Lebensideal und Lebensgefühl, von Wissen und Schauen, von Zeitgeist und Ich, von Bolksgeist und Selbst, von Gott und Seele — eine Welt des sich sühlenden, sich wissenden, sich wollenden Geistes so in die Sichtbarkeit entwirft, entwirkt, daß hier zum ersten Mal, wo das Bolk sich im Optischen in seiner ganzen Lebensbreite und Bewußtseinstiese erreicht, das Bürgert um aus seiner bloß-ständischen Beschlossenheit und kastenmäßigen Berschlossenheit zu universaler Wirkung heraustritt.

so wenig aber das Bürgertum der protestantischen Bevölsterung Luther liest, so wenig bemüht sich die "Kernschicht" unserer Nation ernst und fruchtbar um den Zeits und Streitsgenossen Luthers. — Auch in diesem Kardinalfall hat das christliche Bürgertum deutscher Nation das heft aus den Händen gegeben. Bor Dürer nämlich und seiner rechtwinklich gebauten Welt, in der Maß und Sinn, Gehalt und Rhythmus in geheinnisvoller Eintracht von Geist und Katur, Erlebnis und Begebenheit frisch und scharf ineinsanderklingen, zersliegt jede Bildungsideologie. Der

einfache Sinn versteht ahnungsvoll Dilrer, weil se in e Ideo. logie ihn nur oberflächlich verletzt, zerstört, blind macht. Der Gebildete muß sich "einstellen" oder gar begreifen, ehe er sieht.

Dilrers Auseinandersetzung mit dem Zeitgeist ist von große artiger Lebendigkeit und Tiese: niemand hat in Deutschland so Resormation und Humanismus, deutsche Tradition und Renaissance in die Freiheit eines modernen Menschen ausgenommen und in den selbstgenugsamen Bereich der Kunst gerettet. Der Drang eines siegenden Kulturstaates wird Wille und vermag in unbegreislicher Spannung und Förderung von Schwung und Strenge Ausdruck, Werk, Bekenntnis zu werden.

Dürers Ausgießung des in ihm durchbrechenden Bolfsgeistes ist wie die Luther'sche Bibelübersekung: Das Bolt hört und sieht sich selbst. Das Bolt in seiner ganzen Lebens= und Arbeitssormation steht mit charakterologischer Bestimmtheit vor uns. Bon der Erscheinung eines Grasbüschels dis zum Bauern, Arieger, Gelehrten, Resormator, Kaiser ist alles lebenswüchsig und seelenvoll. In einem höheren Sinne begegnet wie in einer grandiosen Erberinnerung der germanisch=deutsche Bolksgeist sich im Spiegel eines andächtig ernsten Selbstbewußtseins. Das sind noch deutsche Köpse, Blicke, Handhaltungen, Bewegungen und Gruppierungen. Die Bilder des Baters, die Rohlenzeichnung von der Mutter, nun gar die Selbstbildnisse, sind Denkmale eines ershaben hohen, dabei demütig dem Gegenstande hingegebenen

Schauens. Der schauende, grübelnde, sinnierende Geist, der messende, konstruierende, mathematisierende Forscher in Dürer hat die Nachlebenden viel beschäftigt. Ist Dürer durch die neue Bewegung in Italien und Deutschland nicht problematisiert und ins Theoretische abgedrängt worden? Die Frage trifft nicht das Wesen. Nie war Dürer dem Süden verfallen; er verstand sich eigner und tiefer in dieser Begegnung. Und nie wurde Dürer zum ausgesprochenen, gegen seine Kunst isolierten Philosophen. Aber er war ein unvergleichlicher Durchdenker seiner Kunst auf dem Grunde faustischen Dranges zu erhabener Weltansicht. Uns hat die steigende Asthetisierung der Kunst dazu verführt, die Beschaulichkeit Dürers entweder als kunstfremd, ja kunstfeindlich — oder als kunstzeugend und kunstvertiefend zu sehen. — Sein Denken war ein Element seiner Kunst, seine Kunst ein Element seines Denkens. Geistiges und optisches Weltbild waren zwei Seiten seiner Grundansicht. In der Tat war Dürer überzeugt, daß Gott das, was er im großen Weltall erschafft, dem wahren Künstler offenbare. Es ist jene die Natur selbst allüberall bildende Kunst, die es "herauszureißen" gilt, um dieses Geheimnis der Natur durch die menschliche Kunst kundzutun. Das ist anbächtige, tiefbohrende Weltdeutung — eine Morphologie der Natur wie H. Kauffmann sie genannt hat, nicht aber die Vorwegnahme kantischer oder gar neukantischer Gedanken. — Aber gewiß ist das Schauen — so sehr in ihm Zeitstimmung und Sonderart bestimmend waren — das Zeichen der einsumen Größe dieses metaphysischen Menschen, dieses Künstlerdenkers. In dem Erlanger Selbstbildnis des Zweiundzwanzigjährigen spricht jeder Zug ergreifend von Erleuchtung im Schauen und Ohnmacht im Grübeln. Im Stich der "Melancholie" hat Dürer dieses innere Schicksal des Geistes — als bleibendes Denkmal aufgerichtet. Dehio sagt von dem Werk: "Es versinnlicht den Zustand des forschenden Geistes, der eintritt, wenn ihn das Gefühl der Endlichkeit aller Erkenntnis überfällt; er bringt Schwermut, Melandolie."

In den Passionen und Marienbildern gewinnt diese geistgetragene Innerlichkeit höchsten Ausdruck: Die Welt des Christenmenschen ist aus tiesstem Gewahren und Bewegen des Heilsinhaltes mit resormatorischer Glut, Innigkeit und Lebendigkeit hingestellt. Der Graphiker Dürer ist wie der Bach der Oratorien mit dem Innersten unserer religiösen Substanz verknüpft. Der betende Iesus in Gethsemane wird in den verschiedenen Fassungen von tiesstem gläubigen Wissen erfahren und erfaßt: Ringen, Ergebung, Erschöpfung, Stillung, Sieg. Wo dieser Dürer spricht, versagen beschreibende Worte. Nur das eine Wort ist möglich, das wir aus dem Munde eines jungen Mannes hörten, welcher in der Dürer-Aus-stellung am Pariser-Plaz dem ergriffen blickenden Mädchen wie ein leiser Evangelist zu den Passionsbildern den Text der Heiligen Schrift sprach. — Dieser gläubige unver-

zückt männliche Dürer hat den im Leid triumphierenden Christus, den Tempelreiniger, verspotteten König und Kreuzeträger für die Deutschen aller Zeiten dargestellt und so den höchsten Inhalt in der schlichtesten Form vermittelt. Dürers Eigenstes, Tiefstes ist zugleich ganz Tradition, wie sein Glaube ganz Hofftel Paulus, nicht zu Schanden werden läßt.

Krisik der Presse

Die "Welkbühne" und Piscakor streiken sich über Kunst und Politik. Sie schreiben sich lange Briefe, in welchen sie guf bürgerlich ihren Standpunkt darlegen und darüber sinnieren, ob der Kunst oder der Polisik heuse auf dem Theaser das Vorrecht gebühre. Die Weltbühne meint: der Kunst; der Leiter des kommunistischen Theaters: der Politik. Was haben beide zu sagen? Piscator schreibt: "Wir können begreifen, daß eine im Niedergang begriffene Klasse, der das von ihr angestiftete Unheil langsam über den Kopf wächst, sich gern von dem "Allzu-wirklichen" in ein "phankastisch Unwirkliches" entführen lassen möchte. Wir haben dieses Bedürfnis nicht. Unser Ausgangspunkt ist gerade dieses Allzuwirkliche, und das zu gestalten ist uns jedes Mittel recht. Was geht uns Film, Aufklappbühne, Maschinerie und Schwieröl an! Sie sind uns nichts als Mittel. Unser Ziel liegt in der Wirklichkeit. Wir kamen aus dem Nreck des Krieges, wir sahen ein halbverhungerfes, zu Tode gequälfes Volk. Wir sahen, wie man seine Führer meuchlings ermordete (?), wir sahen, wohin wir blickten, Ungerechtigkeit, Ausbeufung, Qual, Blut. Soilten wir nach Hause gehen und über unseren Schreibtischen, Zeichenbreffern, Negiepulten weiter dem "phankaskischen Unwirklichen" nachträumen, dem Schlikkengeklingel sauschen? Unsere Kunst wurde aus der Erkenninis des Wirklichen geschaffen, mit dem Willen, diese Wirklichkeit abzuschaffen. Wir haben das politische Theater gegründet (wahrhaftig nicht aus Liebe zur Politik), um unseren Teil beizutragen an dem großen Kampf um die Neugestaltung unserer Welt. Unsere Kunstwerke können weder den geistigen Inhalt haben, den nach staatlich gebilligken Regeln ein Kunstwerk haben muß, um als solches zu gelten, noch kann ihre Form mehr dem überlieferken Begriff des Kunstwerkes entsprechen... Wir wollen nicht Theater, sondern Wirklichkeit. Die Wirklichkeit ist noch immer das größte Theater. Was soll uns in einer Welf, in der die wahren Erschütkerungen von der Enkdeckung eines neuen Goldseldes, von der Petroseum-Produktion und vom Weizenmarkk, ausgehen, die Problemakik von Halbverrückken." — Die "Weltbühne" antworket: "Es gibt in Deukschland eine imaginäre Linke, die bei allen Kämpfen gegen Milikarismus und Justiz in der Avantgarde gestanden hat, unorganistert, freizügig, freiheikliebend, uneinig oft, aber einig in der Parkeiverdrossenheit. Anstatt sich auf diese gute echte Revolutionsgruppe zu stüßen, vertoppelten Sie ihre Sache mit der Partei der Nevolutionsphrase, mit der KPD., mit der zerriebenen, zerrissenen Parkei, die sich bisher am wenigsten fauglich gezeigt hat für Gemeinschaftsbildung, und von der die Massen ebenso schwlnden wie die charaktervollen Wortführer. Ich glaube, Sie leiden nicht unter zu viel Anfeindung, sondern unter zu viel Lob. Befreien Sie sich von Ihren Korybanken. Die baben ein ganz entzückendes Rezept gefunden: bezweifelt man den politischen Sinn einer Aufführung, so wird tiefsinnig die ästhetische Bedeutung ausgespielt. Rührt man aber an diese, so heißt es nicht minder kiefsinnig: aber die Politik ist doch gutl Mit Verlaub, so was sar nicht prolekanisch-revolutionär, sondern sehr glikschig-liberal. Ein Mann von Ihren Gaben, Ihrer Begeisterungsfähigkeit und Energie, hat es nicht nötig, in eine Lage zu kommen, auf die der alle Scherz paßt: "Es wird höflichst gebeten, auf den Herrn am klavier nicht mit Messern zu werfen, er tut sein Bestes." Hauen Sie die Bekrüger ruhig in die Pfanne, provozieren Sie Ihr Parkelf, daß es heulend sein Geld zurückverlangt, aber lassen Sie das durch einen Nichter besorgen, nicht durch Maschinerie und Parkeiphrase. Die Maschinerie wird als Sensation begrüßt, "die Gesinnung sanft begrinst". — Man könnte diese Ergüsse auf sich beruhen lassen, wenn le nicht inferessante Einblicke in das "linke" Seelenleben permitselten. Warum sympathisiert die "Weltbühne", als das Sprachrohr der "imaginären Linken", mit Piscafor und Kommunismus? Diese "imaginären", freizügigen, freiheitliebenden Likeraken und Verleger hassen Militarismus, Justiz, Ordnung, Staat auf ihre Weise nicht minder, weil sie durch diese in der Realität wirksamen Mächte (wenn sie nur vorhanden wären!) für ihre Bequemlichkeif und individuelle Freizügigkeit zu fürchken haben. Was zum Teufel scheerk uns Staat und Gesamtheit, wir sind Menschen! Daher wird Piscafor als Bundesgenosse begrüßt. Aber um Gostes willen nur keine allzu große Umwälzung, keinen wirklichen Kommunismus! Daher hat die Hingabe an die kommunistische Idee durchaus ihre Grenzen, darum schalket die "imaginäre Linke" ihre "wohlbegründeke" Opposition dork ein, wo die Brukakitäk kommunistischen Dikkakurwillens die "Ewigkeitsgesetze der Kunst" zu bedrohen scheint. Man sympathisiert und lehnt ab, mit besonderem Hinweis darauf, daß das Piscafor-Theafer ja auch nur eine verfluchte kapikalistische Angelegenheit sei. Der "Weltbühne" gegenüber hat vielleicht Piscator die radikale Leidenschaft der Gesinnung voraus, die für ihn einnehmen könnte.

"Die Menschheit" hat unsere Kritik an einem Aufsatz von Ginzel in den "Münchener Neuesten Nachrichten" zum Anlaß genommen zu der Frage, weshalb wir, die wir "nicht immer so unsachlich" seien, stets dann wilde Zornesausbrüche hätten, "wenn irgendwo ein objektives Wort über das französische Elsaß erkönt?" Die "Menschheit" fragt weiter: "In welchen wahnwitzigen Träumen wiegt man sich denn dort an der Spree?" — Die "Menschheit" zitiert den von uns angeführten würdelosen Passus des Ginzel'schen Aussatzes, wonach "man" im Elsaß über den Autonomismus lache, und erklärt den Aufsatz der "M.N.M." als "die Stimme eines besseren, für den Westen verständnisvolleren Bayerns, das hoffentlich einmal wieder auf der ganzen Linie durchbrechen wird." — Für das pazisistische Wiesbadener Blatt ist die "objektive Wahrheit" über das Elsaß, daß der Autonomiegedanke fremder Import ist, daß der Autonomismus friedengefährdend ist, daß die Autonomisten "verpreußte" Elsässer sind, daß die Bevölkerung nichts von diesen "verdächtigen" Elementen wissen will. Sehr merkwürdig nur, daß dieses Urteil eines deutschen pazifistischen Blattes so genau sich deckt mit den Auffassungen der französischen Chauvinisten, deren Stimmen die Foerster'sche "Menschheit" sich nicht nur in der Frage der "deutschen Rüstungen" stets unbesehen zu eigen macht, sondern gerade auch hinsichtlich Elsaß-Lothringens. Wer derart voreingenommen ist, wie die "Menschheit", den können wir als Sachwalter der Friedensidee nur mit größtem Mißtrauen betrachten. Überdies ist die "Menschheit" so oft schon mit ihrer schulmeisterischen Besserwisserei hereingefallen, daß wir gevade hinsichtlich Elsaß-Lothringens auf Foerstersche Beurteilungen der "objektiven" Wahrheit über das Elsaß nichts geben könnten, auch wenn wir lediglich Meinung gegen Meinung, Urteil gegen Urteil stellen wollten. Das elsaß-lothringische Problem ist heute ein Prüsstein sür wirkliche freiheitliche, wahrhafte friedliche Gesinnung. Wer sich da auf die Seite des französischen Gewaltkurses stellt, mag sich persönlich noch so sehr als "Europäer" vorkommen, er ist doch ein Verherrlicher der Unterdrückung. — Die "Menschheit" hat übrigens kürzlich auch die letzte Chance vorbeigehen lassen, wenigstens den Schein der Sachlichkeit und Unvoreingenommenheit zu wahren. Wir erinnern sie daran, daß in der Berliner alt-elsaß-lothringischen Monatsschrift "Elsaß-Lothringen"/"Heimatstimmen" im Februar eine aussührliche Entgegnung auf eine völlig einseitige Darstellung des elsässisch-französischen Senators Eccard ("Das Elsaß zwischen Frankreich und Deutschland") gebracht worden ist, die laut einer Notiz der Schriftleitung durch den Verfasser — den Alt-Elsässer A. Gilg, früher in Colmar — auch dem Wiesbadener Blatt zugegangen ist. Die genau belegten Tatsachen in Gilgs ruhig und sachlich gesaßter Erwiderung mußten einem Blatte, das sich das Monopol der "politischen Ethik" zuschreibt, Veranlassung geben, entweder zum Eingeständnis der Unzuverlässigkeit seiner bisherigen Vertrauensmänner oder aber zu einer ebenfalls tatsachengemäßen Widerlegung. Bis heute — 2. April — ist in der "Menschheit" kein Wort der Entgegnung erschienen, ja nicht einmal ein Hinweis auf die Entgegnung Gilgs. Dagegen sinden wir in der vorletzten Nummer in einem mit "F" (= Foerster) gezeichneten längeren Aussatz über elsaß-lothringische Fragen einen boshaften Hieb auf "die entelsässerten Elsässer der "Heimatstimmen". Ist es nicht vielsagend, daß sich im verbissenen Haß gegen diese "Heimatstimmen" der Pazifist Foerster stets der gleichen Argumente bedient wie die "Action Française" oder der "Temps", das "Echo de Paris", das "Journal d'Alsace" und wie diese Autonomistentöter alle heißen? In Sachen Elsaß-Lothringen hat die "Menschheit" erst noch den Nachweis zu erbringen, daß es ihr um Wahrheit und Recht, ja auch nur um Menschlichkeit zu tun ist.

Es war hier kürzlich von einem ungewöhnlichen und in verschiedener Hinsicht über einzelne Tatsachen wohlunterrichteten Interesse die Rede, das im "Corriere della Serra" und im "Démocrate" für die deutsche innere Kolonisation zutage trat. Nach verschiedenen Anzeichen rieten wir auf den Kreis der "Kulturwehr" als gemeinsame Quelle. Dieser Berdacht bestärkt sich noch, wenn sich, was kaum vermeidlich war, das "Journal de l'Esi" in Straßburg nun im selben Sinne zur Sache äußert. Auch hier wieder eine Flut von Einzelheiten, welche zwar großenteils falsch und sast sämtlich stark übertrieben sind, aber immerhin den Eindruck machen, von Stellen zu stammen, die an sich von den wirklichen Dingen hier Einiges wissen. Handelte es sich um ein anderes französisches Blatt, so würde uns die Tatsache, daß die deutschen Wörter in dem Artikel sämtlich richtig geschrieben sind, den sicheren Beweis in die Hand liefern, daß derselbe aus Deutschland stammt. Denn einen solchen Fall haben wir in unserer langjährigen Befassung mit französischen Büchern und französischer Presse sonst noch nicht erlebt. Jedoch bleibt betr. des "Journal de l'Est" ja die Wahrscheinlichkeit, daß mindestens die Setzer deutsch können. Von den Tendenzen des Artikels mag einen Begriff geben, wenn der "Flensborg Avis" mit der Behauptung zitiert wird, daß die deutsche Aktion in Dänemark, Polen und Elsaß über ein Kapital von 80 Millionen Goldmark verfüge. Es wäre übrigens interessant zu beobachten, was etwa mit einem deutschsprachigen Blatte Elsaß-Lothringens geschähe, welches solche beweislosen Behauptungen betr. Frankreichs aufstellte. — Im Ubrigen erscheint die deutsche Siedlungsarbeit auch hier als ein Ausrottungstrick gegen die polnische Minderheit. Es ist eigenartig, wie noch kürzlich ein polnisches Blatt (irren wir nicht, so war es die "Gazetta Gdanska") schrieb, man werde doch sehen, ob der Bölkerbund Deutschland erlauben würde, an den Ufern der Oder eine Steppenlandschaft anzulegen, wo jenseits der Grenze Millionen von polnischen Siedlern bereitstünden. Wird aber die Steppenlandschaft — daß darin von polnischen Minderheiten nur in geringen Bezirken die Rede ist, wird sich der selbst sagen können, der den Geist des Friedensvertrages kennt — besiedelt, so wird wiederum die Welt zum Protest aufgeboten. Das Groteske ist zu allem noch daran, daß diese Siedelung (über die wir an sich niemandem Rechenschaft schulden, da hier nirgends das geschlossene Siedelungsgebiet eines Fremdvolkes angeschnitten noch auch entschädigungslos beschlagnahmt wird) von einer schmerzlichen Geringfügigkeit ist. Obwohl alle Parteien sich über die Notwendigkeit dieser Sache einig sind, und neuerdings noch Geldmittel bewilligt wurden, war das Verhältnis in den letzten Jahren so, daß anderthalb Beamte jährlich einen Ansiedler ansetzten — eine Vatsache, die eine Kritik des parlamentarischen Systems enthält, welche

hier nicht weiter ausgeführt sei. Lettland, welches die Größe der Mark Brandenburg und die doppelte Einwohnerzahl von Hamburg hat, leistet in dieser Hinsicht das Zehnsache des deutschen Reiches. Eine lausende Orientierung über dieses traurige Kapitel bietet das unparteissche und rein sachliche "Arch i v für innere Kolonisa. tion", welches auch die wichtigeren Pressessimmen in extenso abdruckt.

Ein Metzer Blatt, die "Lothringer Volkszeitung", untersucht die "Lehren aus den Landratswahlen" im Saargebiet Da die "L. V." in den umstrittenen heimatlichen Fragen Elsaß-Lothringens das Lebensrecht des überlieferten Volkstums gegenüber den französischen Überfremdungsplänen verteidigt, so hat sie seit längerer Zeit gerade auch die Mißerfolge der französischen Kultur- und Anbiederungspolitik im benachbarten besetzten Gebiet stärker beobachtet als andere Blätter, die — wie das Straßburger "Journal de l'Est" oder die vom gleichen Propagandistenklüngel redigierte Wochenschrift "Alsace Française" — stets die französischen Schönredereien mitmachen oder für sie den Ton angeben. In Elsaß-Lothringen wird bekanntlich in allen Dingen stets mit dem "nationalen Argument" hausiert, d.h. man möchte dauernd "französische" Treuebekenntnisse. Die von Frankreich als allein echt approbierten "guten Eljässer" sind aber in solcher Minderheit, daß dieser Appell immer wieder zu Katastrophen für diese "französische Idee" führen muß. (Der französische Reinfall von Hagenau am 26. Februar und 4. März, wo die Heimattreuen die Blau-Weiß-Roten vernichtend geschlagen haben, ist für solche Katastrophen geradezu international ein Symbol geworden.) Die "Lothringer Volkszeitung", die gegen diese nationalistischen Erpressermethoden ist und vor ihren Rückschlägen warnt, findet es nun im benachbarten Saargebiet besonders bedeutsam, 'daß bei der Wahl der "Saarbund" in der Versenkung verschwunden ist. Für Frankreich bedeutet das, daß es politisch im Saargebiet abgewirtschaftet hat; denn der "Saarbund" war die einzige Partei, die francophil eingestellt war." Das Metzer Blatt meint, daraus tönne man auch für Elsaß-Lothringen "einige beherzigenswerte Lehren" ziehen. — Es ist ein Zeichen der Zeit, daß die bodenständigen elsaß-lothringischen Blätter sich abgewöhnt haben, über außenpolitische, vor allem auch reichsdeutsche, Ereignisse das Pariser Klischee zu übernehmen. Es zeigte sich dies erst jüngst auch bei der Debatte Mussolini-Seipel über Südtirol. Die Straßburger, Colmarer, Metzer Auffassungen wichen da sehr stark von dem ab, was die Pariser Presse je nach ihrer Einstellung zum saschistischen System zu sagen wußte. Die heimatlich eingestellten Blätter, besonders wiederum die "Lothringer Volkszeitung", erfaßten sehr wohl die große grundsätliche Bedeutung dieser Aussprache für die Streitfragen Elsaß-Lothringens, wo unter der Flagge der französischen Demokratie die gleiche Aufsaugungspolitik gegeniiber den anderthalb Millionen "befreiten Brüdern" betrieben wird, wie sie der italienische Faschismus gegenüber den 200 000 "erlösten" deutschen Südtirolern zur Anwendung bringt. Aus den französischsprachigen sowie den politisch links und somit antiautonomistisch eingestellten Blättern in Elsaß-Lothringen konnte man hinwiederum entnehmen, daß man für die "Bande von Kanaillen" — so nannte der neue französische Präsekt des Ober-Elsaß, Poincarés Freund Susini, vor einem Monat die Autonomisten — sich durchaus einen Mussolini wünscht, auch wenn man sich im Ubrigen in Abscheu vor seinem System genug tun kann.

Jungkomservativer Klub

Dienstag, den 10. April 1928 Keine Veranskaltung